

Soziale Arbeit als Agens der Politik?

Über Sozialpolitik und über Sozialpolitik hinaus¹

Albert Mühlum

Zusammenfassung

Soziale Arbeit als Agens der Politik? Wer hätte da nicht Zweifel. Treibende Kräfte sind doch gewöhnlich andere, vorzugsweise ökonomische Interessen. Ob eine Repolitisierung der Sozialarbeit das ändern könnte, wie *Lallinger* und *Rieger* (2007) mutmaßen, ist eine offene Frage. Vermutlich steht die bei Sozialarbeitstagungen versammelte sozialpolitische – bestimmt aber die sozialwissenschaftliche – Kompetenz im umgekehrten Verhältnis zur sozialpolitischen Potenz. Bei Politikern und Politikerinnen dürfte das Gegenteil zutreffen. Was also läge näher, als die Expertise der Sozialen Arbeit für die Gestaltung des Sozialen zu nutzen – über die Sozialpolitik hinaus? Ich will dazu – fragmentarisch – vier Aspekte ansprechen: Die Wahrnehmung sozialer Probleme, Schwierigkeiten der Sozialpolitik, Fallstricke des Sozialstaats und – Spiritualität als Ressource.

Abstract

Is social work an agent of politics? This is highly doubtful. Usually, the main impetus is given by other, preferably economic interests. Whether a re-politisation of social work could bring about a change, as assumed by *Lallinger* and *Rieger* (2007), is an open question. Presumably, the sociopolitical – certainly however, the social-science – competence assembled at social work conferences is inversely proportional to sociopolitical power. For politicians the contrary seems true. So what would be more appropriate than to use social work expertise in order to shape the social realm – in a way going beyond social policy. With this aim in mind, I will briefly touch upon four aspects: the perception of social problems, difficulties of social policy, pitfalls of the welfare state and – spirituality as a resource.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit – Sozialpolitik – Handlungskompetenz – Ressourcen – Spiritualität

Wahrnehmung sozialer Probleme

Schon der Blick auf soziale Anliegen trifft auf Widerstände. Von Sozialarbeit sprechen heißt ja, sich mit Problemen und Not zu beschäftigen. Und wer befasst sich schon gern mit den Schattenseiten des Lebens? Von *Königin Victoria* wird berichtet, wie sie einst beim Ausritt ungewollt die Slums streifte und

– erschrocken über das Elend – ihren Fächer vor die Augen hielt. Der Fächer der Königin als hübsches Symbol für Verdrängung. Eine andere Königin, *Marie Antoinette*, soll am Vorabend der Revolution auf die Klage, das Volk habe kein Brot mehr, geantwortet haben: „Sollen sie doch Kuchen essen“.

Nun sind unsere Politiker und Politikerinnen weder königlich noch völlig weltfremd – oder nimmt der Fächer heute nur andere Formen an? Eine *erste Aufgabe* besteht gewiss darin, den Blick auf soziale Probleme freizulegen und genauer hinzuschauen – auf Armut, Ausgrenzung, Benachteiligung. Hier muss ich weder mit Fallstudien noch mit Zahlen erläutern, was dies für Teilhabegerechtigkeit und Entwicklungschancen bedeutet, der Hinweis auf die Armutsberichte und jüngst auf den 13. Jugendbericht sollte genügen. Wenn die Soziale Arbeit den Fächer beiseite schiebt und aus intimer Kenntnis der Nöte diese skandalisiert, macht sie sich unbeliebt, wird zum personalisierten schlechten Gewissen der Gesellschaft. Sofern sie Probleme nicht nur aufdeckt, sondern löst, trägt sie zur Entlastung bei und wird so paradoxerweise auch zum guten Gewissen des Sozialstaats. Diese Ambivalenz, die in der Sozialarbeitswissenschaft vielfach reflektiert wurde (jüngst: *Kleve*; *Wirth* 2009, *Mühlum*; *Rieger* 2009, *Mührel*; *Birgmeier* 2009), teilt sie mit der Sozialpolitik, deren doppelte Funktion im Kapitalismus *Eduard Heimann* schon in den 1920er-Jahren beschrieb: als systemverändernd und systemerhaltend zugleich.

Wie alle komplexen Systeme müssen auch soziale Systeme Hilfe organisieren, wenn Grundanliegen bedroht sind. In der Krise der Moderne (*Amitai Etzioni* nennt sie eine schwere soziale Erkrankung) wird das Gelingen der Lebensentwürfe schwieriger und die Gerechtigkeitslücke größer: zwischen den Generationen und den Geschlechtern, Rassen und Klassen, Arbeitsbesitzern und Arbeitslosen. Prekäre Lebenslage (Stichwort Prekariat) und Selbstentwertung (Demoralisierungssyndrom) wirken unheilvoll zusammen. Nun ließe sich folgern: je krisenhafter die Zeiten, umso wichtiger die Soziale Arbeit. Aber gewiss ist sie bisher eher Agentur als Agens der Sozialpolitik. Insofern ist der Werbetext zum 7. Bundeskongress Soziale Arbeit kühn: „Soziale Arbeit übernimmt Verantwortung dafür, soziale Sicherheit zu garantieren.“ Ist damit nicht sogar der Staat überfordert? Unsere Profession – der „sozialen Gerechtigkeit“ als Leitidee verpflichtet –, kann sich dieser Verantwortung aber auch nicht entziehen: Sie muss die Sozialpolitik fordern und fördern und – über die materielle Daseinsvorsorge hinaus – zu den „sozialen Grundlagen der Selbstachtung“ (*Rawls* 2000)

und generell zur „Lebensbewältigung unter prekären Bedingungen“ (Mühlum 2007) beitragen – mikrosozial (unter anderem Beziehungsarbeit), meso-sozial (unter anderem Sozialmanagement), makro-sozial (unter anderem Einstellungswandel).

Schwierigkeiten der Sozialpolitik

Wenn der Blick hinter dem Fächer auf das Elend folgenlos bliebe, wäre es Voyeurismus. Die *zweite Aufgabe* besteht deshalb in der Suche nach Lösungen: Strukturell ist die Sozialpolitik, personell – als Dienstleistung – ist die Soziale Arbeit gefordert. Was funktional so klar zu sein scheint, ist in Wahrheit komplizierter: Das Verhältnis von Sozialarbeit und Sozialpolitik ist vielgestaltig und spannungsreich, zumal in Zeiten, in denen der Sozialstaat neu buchstabiert wird, also in Umbrüchen, die uns alle beunruhigen und viele Menschen existenziell bedrohen: Die strukturelle Krise der Arbeit, der Bildung, der Demographie, der Familie, der Wohlstandsverteilung – um nur die wichtigsten zu nennen – und all das vor dem Hintergrund ökologischer und ökonomischer Turbulenzen, die die Betroffenheit aller Bürger und Bürgerinnen schlagartig klarmachen, sind wir doch alle Experten im Geben und Nehmen sozialer Leistungen, pikanterweise nun auch Banken und Global Player.

Ob die Krise des Kapitalismus eine Renaissance des Sozialstaats oder seine weitere Schwächung bewirkt, ist noch keineswegs ausgemacht (Marx 2008, Mühlum 2009), und auch nicht, welche Rolle die Soziale Arbeit dabei spielen wird – nutznießend, leidtragend, mitgestaltend? Um es mit der humoristischen Version des Kollegen Effinger (2009) zu versuchen: „Was tun Sozialarbeiter, wenn sie an die Macht kommen, für Nichtsesshafte? Brücken bauen!“ Dazu passt die ironische Wendung, die Anatole France (1844-1924) zugeschrieben wird: Das Gesetz in seiner majestätischen Gleichheit verbiete den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen. Das Scherzen droht allerdings zynisch zu werden angesichts milliardenschwerer Konjunkturprogramme für Bau- und Infrastrukturmaßnahmen bei gleichzeitigen Sparappellen im Bereich sozialer Hilfen. Drei Aspekte der Sozialpolitik seien beispielhaft herausgegriffen: ▲ Die anonyme sozialstaatliche Hilfe ist Stärke und Schwäche zugleich: Ein Sozialbudget von 700 Milliarden Euro, dessen Verteilungswirkung unklar ist und Leitprinzipien wie Gerechtigkeit, Solidarität, Subsidiarität, Nachhaltigkeit (EKD; Katholische Bischofskonferenz 1997), die formal anerkannt, aber auslegungsbedürftig sind – womit sich die Frage nach der Definitionsmacht und dem Einfluss der Sozialarbeit stellt.

DZI-Kolumne Stressfaktor

Das war's. Der Sommer ist passé. Auch die letzten Urlauber sind zurück und versuchen, sich nach den Wochen der Entspannung wieder an das Alltags-tempo zu gewöhnen. „Der Stress hat mich wieder“, diesen Stoßseufzer kennen wir wohl alle.

Jetzt gibt es den richtigen Expertentipp, um den „Blues“ nach dem Urlaub zu überwinden. „Der Mensch braucht Stress“, zitierte die Berliner Morgenpost vor Kurzem den Leiter einer Reha-Klinik bei Ravensburg. „Wenn der Job langweilt, kann das weitaus schlimmer sein als ein hektischer Arbeitsalltag“, meint der Reha-Profi und stellt dem Burn-Out-Syndrom das Bore-Out-Syndrom gegenüber.

Diese Erkenntnis würde auch eine Umfrage erklären, der zufolge sich ausgerechnet in Baden-Württemberg, dem Bundesland mit hervorragenden Wirtschaftsdaten und der niedrigsten Arbeitslosenquote, die meisten Menschen gestresst fühlen (42 Prozent). Dagegen leben die Menschen in problem-lastigen Ländern wie Nordrhein-Westfalen, Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern mit je 29 Prozent Stressquote relativ entspannt.

Stress ist gut, und wer keinen Stress hat, hat ein Problem. Mit so positivem Denken wird doch jedes Urlaubsende zum Genuss. Nicht wahr!?

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

▲ Eine Sozialpolitik, die auf Daseinsvorsorge und Geldleistungen reduziert wird, führt zur Ökonomisierung, Bürokratisierung und Verrechtlichung, die mein Lehrer *Hans Achinger* (1958) schon vor 50 Jahren in seiner berühmten Studie „Sozialpolitik als Gesellschaftspolitik“ beklagte. Dabei verschwimmt der Einzelfall nicht selten in einem „Bermudadreieck“ der Sachzwänge, statt die Effizienz der Leistung und die Selbstverantwortung zu stärken, – mit Hilfe der Sozialen Arbeit.

▲ Zur Steigerung von Sozialleistungen gibt es nur drei Freiheitsgrade: reales Wirtschaftswachstum, Senkung der Investitionsrate, Konsumumschichtung. Bisher wählte noch jede Regierung den am wenigsten schmerzhaften Weg, nämlich Wirtschaftswachstum. Die einzige Ausnahme, der Solidarpakt von 1991 zur Angleichung der Lebensverhältnisse in Ost- und Westdeutschland, lässt angesichts der damaligen (und heutigen) Widerstände ahnen, was geschieht, wenn das Wachstum versiegt.

Deshalb ist nicht nur pragmatisch, sondern ganz grundsätzlich zu fragen: Was schulden wir einander? (*Di Fabio; Oermann* 2008) und was kann die Sozialarbeit dazu tun, das heißt auch, was kann sie im Verteilungskampf bewirken? Der Staat kann direkt nur über Gesetz und Geld steuern, wie Systemtheoretiker und -theoretikerinnen betonen. Kein Gesetz der Welt aber kann gelingendes Leben verbürgen, auch die Sozialarbeit nicht, wohl aber förderliche Bedingungen schaffen – zu denen mehr gehört als das nackte Überleben: Der Mensch lebt nicht von Transferzahlungen und Sozialdiensten allein. Es sollte nachdenklich stimmen, dass schon für den Begründer der modernen Volkswirtschaftslehre, *Adam Smith* (1789/1978), die Nationalökonomie dem Menschen nicht nur das Realeinkommen, sondern auch „die Freiheit, sich ohne Scham in der Öffentlichkeit zu zeigen“, ermöglichen soll.

Fallstricke des Sozialstaats

Tragischerweise sind die Mittel des Sozialstaats nicht nur begrenzt, sie werden manchmal auch kontraproduktiv eingesetzt. „Ich bin Profi-Helfer, gehöre zu den helfenden Berufen – also bin ich korrupt“, so beginnt *Klaus Dörner* (2008, S. 7) seine Streitschrift über „Helfende Berufe im Markt-Doping“. Oft würden Gesetze nicht das Helfen verbessern, sondern nur die Leistungsmenge steigern, wobei „das Geld nach dem ‚inverse care law‘ ... nicht mehr zu den Hilfebedürftigsten, sondern eher zu den profitableren Gesünderen“ fließe (*ebd.*, S. 8). Zu dieser „Gesundheitsfalle“ trügen Denkfehler der Profi-Helfer bei, etwa die Annahme, sie könnten Gesundheit herstellen. Die Analogie zur Sozialen Arbeit liegt nahe

und wird vom Autor auch mehrfach betont. Im Unterschied zum Medizinsystem versteht sich die Sozialarbeit aber als Hilfe zur Selbsthilfe, will Befähigungshilfe leisten und Ressourcen aktivieren, statt die Selbstsorge zu entsorgen und Gesundes in Krankes umzudefinieren. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter wissen, dass Klienten Experten eigener Art und ihres eigenen Lebens sind und dass Problemlösungen nur in Koproduktion gelingen. Dennoch können kontraproduktive Effekte (Trittbrettfahren, moral hazard) ebenso wenig ignoriert werden, wie „die moralische Verarmung der Bürger, denen man das Helfen wegnahm“ (*ebd.*, S. 7). Mit der Folge, dass der Funktionsverlust der Haushalte und Nachbarschaften den Sozialstaat am eigenen Erfolg scheitern lassen könnte – wie *König Midas*, der durch Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches alles, was er berührte, in Gold verwandelte – und so verhungern musste.

Erfolge des Sozialstaats? Beispiel Pflegeheim: 75 Prozent der Bürger und Bürgerinnen äußern Angst vor dem Heim, 13 Prozent wollen sich lieber vorher umbringen; Beispiel Sonderpädagogik: Hoch differenzierte Förderschulen erzeugen mehr Ärger als Zustimmung der betroffenen Eltern; Beispiel Kindertageseinrichtungen: Dienen sie nicht eher dem ökonomischen Verwertungsinteresse als dem Wohl der Kinder? Gesundheitsfalle, Sozialstaatsfalle, Bildungsfalle – vielleicht sind es nur mentale Fallen, aber wir sollten uns der Fallstricke ebenso bewusst sein wie der sozialen Gradienten von Bildung, Gesundheit und Lebenschancen, um gegensteuern zu können. Das wäre die *dritte Aufgabe*.

Auf dem Bildungsgipfel im Herbst 2008 stimmten die Akteure in *einem* Punkt überein: Schulsozialarbeit sei notwendig! Wenn jede Schule nur eine Stelle schafft, würden 40 000 Schulsozialarbeiterinnen und -arbeiter gebraucht. Schön für die Profession – aber müsste nicht vorher das herrschende Leitbild und Selektionsprinzip der öffentlichen Erziehung infrage gestellt werden? „Jeden Morgen wacht in Afrika eine Gazelle auf. Sie weiß, sie muss schneller laufen als der schnellste Löwe, um nicht gefressen zu werden. Jeden Morgen wacht in Afrika ein Löwe auf. Er weiß, er muss schneller sein als die langsamste Gazelle, wenn er nicht verhungern will. Fazit: Es ist egal, ob Du Löwe oder Gazelle bist. Wenn die Sonne aufgeht, musst Du rennen.“

Dieses Bild mag Managern und Managerinnen gefallen, kaum der Sozialarbeit. Hieße es doch, sie auf die Rettung Fußkranker zu verpflichten – *damit andere umkommen*. Die Postmoderne verspricht mehr

Autonomie, blockiert aber für viele den Zugang dort- hin, schlimmer noch, das Freiheitsverlangen schlägt um in neue Abhängigkeiten – von Erfolg, Fitness, Konsum. Die wachsende Zahl der Verliererschicksale – nicht-fit, nicht-jung, nicht-clever – lässt sich je- doch nur zeitweise verdrängen oder mit wachsen- den Kosten ausgrenzen, ohne das Leiden an der Ge- sellschaft (Bourdieu 1997) und an der Sinnlosigkeit (Frankl 1978) zu mindern.

Deshalb kann Armut nicht auf Einkommensarmut, „Sozialstaat“ nicht auf „Umverteilungsstaat“ redu- ziert werden. Für Amartya Sen sind weder Nutzen (wie im Utilitarismus) noch Grundgüter (wie bei John Rawls), sondern Grundrechte und Freiheit zentral, verstanden als Möglichkeit, „ein mit Gründen schät- zenswertes Leben zu wählen“ (Sen 2000, S. 94). Armut wäre dann ein Mangel an Verwirklichungs- chancen (ebd., S. 110 ff.). Anders gesagt: Lebensqua- lität hat viele Facetten, denen das Lebenslagekon- zept der Sozialpolitik und das Lebensweltkonzept der Sozialen Arbeit am ehesten entsprechen. Ob diese Konzepte den Politikern und Politikerinnen bekannt sind, ist ebenso ungewiss wie deren Kennt- nis vom Nutzen der Sozialarbeit für das Gelingen des sozialen Zusammenlebens, das heißt die Bildung von Human- und Sozialkapital (Putnam 2001).

Spiritualität als Ressource

Das Glück der Menschen ist nicht Aufgabe der Poli- tik. Allzu leicht würde daraus ein Beglückungszwang, wie die Geschichte zeigt. Der Staat hätte mit Leid- vermeidung (so Karl Popper) genug zu tun. Aber gilt das auch für die Soziale Arbeit? Zu ihrem unverwech- selbaren Kern gehören das Konzept „Person-in-der Situation“ und die personale Beziehung (Mührel 2005, Mühlum 2007). Menschen ganzheitlich zu sehen heißt auch, ihr Streben nach Glück und die Suche nach Sinn zu würdigen. Dennoch kommt die Kategorie Glück in der beruflichen Sozialarbeit kaum und in ihren Theorien überhaupt nicht vor. „Glück- lich ist, wer alles hat, was er will“ meinte der Kir- chenlehrer Augustinus. Trivial oder genial – es zwingt zum Weiterfragen: Was will ich im Letzten und was kann ich verlässlich haben? Philosophie beginnt, wenn wir darüber nachdenken. Erich Fromms „Ha- ben oder Sein“ (2005) ist ein solcher Versuch. Auch Elisabeth Lukas (2003) geht mit der Logotherapie davon aus, dass wir trotz eines Überschusses an Haben an einem Defizit des Seins leiden, das im Bezug auf ein Sollen inhaltlich anzureichern wäre, wenn das Leben glücken soll.

Was willst Du? Schon die Frage löst in Therapiegrup- pen heftige Gefühle aus. Nach Irvin Yalom entsteht

in Minuten eine emotionsgeladene Atmosphäre. Männer und Frauen werden im Innersten aufgewühlt. Sie rufen nach den Menschen, die sie verloren haben – verstorbene oder entschwundene Eltern, Partner, Kinder, Freunde. „Ich will dich wiedersehen“, „ich will, dass du stolz auf mich bist“, „ich will die Kind- heit erleben, die ich nie hatte“, „ich will geliebt ... werden, will meinem Leben einen Sinn geben, will ... in Erinnerung bleiben“ (Yalom 1999, S. 9 f.). So viele Sehnsüchte und Schmerzen. Sie erinnern da- ran, dass die tiefsten Wünsche unerfüllt, vielleicht unerfüllbar sind. Glücklich ist, wer alles hat, was er will? Was auf den ersten Blick wie eine „Anleitung zum Unglücklichsein“ (Watzlawick 1983) klingt, birgt eine spirituelle Weisheit: Wir können unser Wollen ändern. Das ist mit Umkehr im biblischen Sinne ge- meint und sollte bei jedem lösungsorientierten Vor- gehen mit bedacht werden (vergleiche auch das Reframing in Therapie und Klinischer Sozialarbeit).

Aber was, wenn die Demenz des Vaters, der Verlust des Partners, der Tod eines Kindes beklagt wird. Was ist dann noch wichtig – oder gerade dann? Wenn die Frage nach dem Sinn systemimmanent nicht zu beantworten ist – und wie könnte das sein am Grab eines geliebten Menschen – bleibt nur, das System zu übersteigen, zum Beispiel im Glauben, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Dieses Transzendieren fiel aber einer Wissenschaftsgläubigkeit zum Opfer, die selbst irrationale Züge trägt und die Sinnfrage verfehlt. Ein Gefühl der Sinnhaftigkeit aber ist bei- spielsweise im Sense-of-coherence-Konzept der Salutogenese das wichtigste Kriterium subjektiver Gesundheit. Auch deshalb wirkt das Demoralisie- rungssyndrom bei Klienten und Klientinnen so ver- heerend.

Da die Soziale Arbeit unvermeidlich mit Verlust – Verlustangst, Verlusterfahrung – konfrontiert ist, muss sie, über „sozialpolitische Bedürfnisse“ hin- aus, sensibel für die Sinnfrage und für spirituelle Anliegen sein. „Denn jede Rede von Ganzheitlich- keit ist absurd, wenn sie die Frage nach den ‚letzten Dingen‘ und die Antwort(ver)suche der Beteiligten ausklammert“ (Mühlum 2007, S. 78). – Das ist auch ein Plädoyer für eine Sozialarbeitsphilosophie, die über berufsethische Prinzipien (DBSH 1997) und Schlüsselkompetenzen (Maus u.a. 2008) hinausgeht und Spiritualität als Ressource (wieder) entdeckt (Lewkowicz; Lob-Hüdepohl 2003).

Den Menschen auf seine biologische Substanz, ge- netische Ausstattung, biochemische oder soziale Funktionen zu reduzieren, wäre ein dürftiges Bild vom Menschen. Was sollte dann daran hindern,

auszumerzen, was nicht gefällt? Kinder zu dressieren, statt zu bilden; Bürger zu manipulieren, statt zu überzeugen; Leidende umzubringen, statt ihnen die Hand zu halten? Dem Diktat der Ökonomie und der Biotechnologie der Life Sciences würde am Ende die Sozialtechnologie der Social Sciences zur Seite treten – assistiert von der Sozialen Arbeit. Wer dies als Horrorszenerario empfindet, muss eine Vorstellung von der genuinen Würde des Menschen haben, die niemals zur Disposition steht – was pointiert im Konzept der Menschenrechtsprofession nach *Silvia Staub-Bernasconi* (2007) Ausdruck findet.

Dazu muss sich Jeder und Jede im Hilfeprozess selbst fragen: Was sind die Grundfiguren meines Lebens, die Vorstellungen von Gott und Welt, Mensch und (Un)Endlichkeit? Wie die Antworten auch ausfallen mögen, in den Krisen und Grenzsituationen des Lebens stellen sich die Fragen stets neu und, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, je älter man wird, umso drängender.

Fazit

Die derzeitige Krise stellt nicht nur unser Wirtschaftsmodell, sondern auch das Gesellschaftsmodell infrage. Soziale Arbeit könnte – über Sozialpolitik hinaus – zu einem neuen Lebensstil ermutigen, vorausgesetzt, sie ist selbst bereit, ihn vorzuleben. Dazu gehört auch, sich von der Selbstblockade des „doppelten Mandats“ zu befreien, das heißt neben Trägerauftrag und Klientenauftrag das Selbstverständnis der Profession als dritte Bezugsgröße zu etablieren (*Staub-Bernasconi*: Triple-Mandat).

Die Frage aber bleibt: Soziale Arbeit als Agens der Politik? Ich meine: Ja und Nein. Nein, wenn damit ein politisches Mandat ohne demokratische Legitimation gemeint ist. Ja, wegen des ureigenen Auftrags der Profession, zu förderlichen Lebensbedingungen, sozialer Kultur und Verwirklichungschancen beizutragen. Um diesem Anspruch gerecht zu werden,

▲ müssten wir erstens den „Blick hinter den Fächer“ werfen, um Probleme verstehen und adäquat Lösungen entwickeln zu können (Stichwort: Sozialarbeitsforschung);

▲ müssten wir zweitens auf strukturelle Abhilfe drängen, dazu gehört auch, Politiker und Politikerinnen zu bedrängen, die Voraussetzungen für eine menschenwürdige Existenz zu schaffen (Stichwort: Jenaer Erklärung, siehe Anhang);

▲ müssten wir drittens die eigene Zunft befähigen, mit Klienten und Klientinnen – also klientbezogen – ebenso effektiv und effizient zu arbeiten wie in Institutionen (Stichwort: Professionalität);

▲ müssten wir viertens eine Zivilgesellschaft fördern, die den sozialen Raum kultiviert und Bürgerinnen und Bürger motiviert, füreinander Verantwortung zu übernehmen (Stichwort: bürgerschaftliches Engagement).

Nur ein solcher Policy-Mix wird den künftigen Gesamthilfebedarf abdecken können – auf dem Weg zu einer lebenswerten, sozial integrierten Gesellschaft.

Anmerkung

1 Vortrag anlässlich der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit am 29. November 2008 in Jena.

Literatur

- Achinger**, H.: Sozialpolitik als Gesellschaftspolitik. Von der Arbeiterfrage zum Wohlfahrtsstaat. Hamburg 1958
- Bourdieu**, P. u.a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997
- DBSH** – Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.: Berufsethische Prinzipien. Essen 1997
- Di Fabio**, U.; Oermann, N.O. (Hrsg.): Was schulden wir einander? Berlin 2008
- Dörner**, K.: Helfende Berufe im Markt-Doping. Wie sich Bürger- und Profi-Helfer nur gemeinsam aus der Gesundheitsfalle befreien. Neumünster 2008
- EKD; Kath. Bischofskonferenz** (Hrsg.): Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland. Bonn/Hannover 1997
- Effinger**, H. (Hrsg.): „Die Wahrheit zum Lachen bringen“. Humor als Medium in der Sozialen Arbeit. Weinheim 2009
- Etzioni**, A.: Die Verantwortungsgesellschaft. Individualisierung und Moral in der heutigen Demokratie. Frankfurt am Main 1997
- Frankl**, V.E.: Das Leiden am sinnlosen Leben. Freiburg im Breisgau 1978
- Fromm**, E.: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. Stuttgart 2005
- Heimann**, E.: Soziale Theorie des Kapitalismus – Theorie der Sozialpolitik. Tübingen 1929
- Kleve**, H.; Wirth, J.V.: Die Praxis der Sozialarbeitswissenschaft. Eine Einführung. Baltmannsweiler 2009
- Lallinger**, M.; Rieger, G. (Hrsg.): Repolitisierung Sozialer Arbeit. Engagiert und professionell. Stuttgart 2007
- Lewkowicz**, M.; Lob-Hüdepohl, A. (Hrsg.): Spiritualität in der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau 2003
- Lukas**, E.: Spannendes Leben. In der Spannung zwischen Sein und Sollen. Ein Logotherapiebuch. München 2003
- Marx**, R.: Das Kapital. Ein Plädoyer für den Menschen. München 2008
- Maus**, F. u.a.: Schlüsselkompetenzen der Sozialen Arbeit für die Tätigkeitsfelder Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Schwalbach 2008
- Mühlum**, A.: Spiritualität – eine vergessene Ressource der Sozialen Arbeit. In: Homfeldt, H.G. (Hrsg.): Soziale Arbeit im Aufschwung zu neuen Möglichkeiten. Baltmannsweiler 2007
- Mühlum**, A.: Strategien jenseits von Fürsorge und Markt. Über ökonomische Sozialarbeit und soziale Ökonomie. In: Sozialmagazin 1/2009, S. 10-21
- Mühlum**, A.; Rieger, G. (Hrsg.): Soziale Arbeit in Wissenschaft und Praxis. Festschrift für Wolf Rainer Wendt. Lage 2009

Mührel, E.: Verstehen und Achten. Philosophische Reflexionen zur professionellen Haltung in der Sozialen Arbeit. Essen 2005

Mührel, E.; Birgmeier, R. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). Wiesbaden (i.E.) 2009

Popper, K.: Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik. München 1996

Putnam, R.D. (Hrsg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh 2001

Rawls, J.: Eine Theorie der Gerechtigkeit. Frankfurt am Main 2000

Sen, A.: Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München 2000

Smith, A.: Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München 1978 (engl. Original 1789)

Staub-Bernasconi, S.: Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis. Ein Lehrbuch. Bern 2007

Watzlawick, P.: Anleitung zum Unglücklichsein. München 1983

Yalom, I.: Die Liebe und ihr Henker & andere Geschichten aus der Psychotherapie. München 1999

Anhang

Die sogenannte Jenaer Erklärung stellt den Versuch dar, aus Sicht der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) sozialpolitisch Position zu beziehen und die darin genannten Grundsätze von den Verantwortlichen in Politik und Gesellschaft einzufordern. Der Entwurf wurde auf der Fachtagung der DGSA am 28. und 29. November 2008 in Jena diskutiert und soll der DGSA-Tagung am 27. und 28. November 2009 zur Verabschiedung vorgelegt werden. Nachfolgend ist die Jenaer Erklärung mit Stand vom 29. November 2008 abgedruckt. Anregungen und Beiträge sind bis zur Jahrestagung der DGSA im November 2009 willkommen (E-mail: info@dgsinfo.de; Internet: www.deutsche-gesellschaft-fuer-sozialarbeit.de).

Jenaer Erklärung

Diskussionsgrundlage für die Jahrestagung der DGSA am 29. November 2008

In Zeiten globaler Veränderungen und Krisen steht die Sozial- und Gesellschaftspolitik vor der großen Herausforderung, die Grundlagen für eine humane und sozial gerechte Gesellschaft zu erhalten. Dabei geht es nicht nur um eine gerechte Verteilung von Chancen und Gütern, die ein menschenwürdiges Leben aller Bürger und Bürgerinnen ermöglichen. Es geht auch darum, sich gegen die verbreitete Tendenz zur Individualisierung gesellschaftlich (mit)verursachter Probleme zu wehren und den Betroffenen und politisch verantwortlichen Akteuren deutlich zu machen, dass weder allein mit Geld-/ Sachleistungen noch mit sozialen Dienstleistungen die Strukturprobleme zu lösen sind. Es kommt darauf an, jedem Bürger und jeder Bürgerin einen anerkannten Platz in der Gesellschaft und bei der Mitgestaltung am Leben in und mit der sozialen Gemeinschaft zu ermöglichen. Es geht um die Inklusion, den Einschluss aller in alle Funktionsbereiche der Gesellschaft. Dieses zu ermöglichen und damit zu verhindern, dass die Betroffenen weiter an den Rand und aus dem öffentlichen Bewusstsein gedrängt werden, ist die vornehmste Aufgabe der Sozialen Arbeit. In der Vergangenheit wurde von der Politik

immer wieder der Fehler gemacht, die vorhandenen Ressourcen und Selbsthilfepotenziale der Betroffenen ebenso wenig zu nutzen wie die vorhandene Expertise der Sozialen Arbeit in Forschung und Praxis.

Die in der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit organisierten und bei der Fachtagung in Jena am 28. und 29. November 2008 Versammelten fordern die politisch Verantwortlichen in Kommune, Land, Bund und auf europäischer Ebene auf, eine soziale Politik so zu gestalten, dass sie mehr ist als nur eine Verwaltung sozialer Not ist und sich dabei an folgenden Leitideen orientiert:

1. Soziale Gerechtigkeit

Sozial gerecht ist eine Gesellschaft, die ihren Bürgern und Bürgerinnen gleiche Chancen im Zugang zu Bildung und Ausbildung, zum Arbeitsmarkt, zu sozialen Diensten und zu existenzsicherndem Einkommen ermöglicht. Eine soziale Politik, die als gerecht erlebt werden will, muss dabei deutlich machen, dass soziale Not jeden treffen kann und dass die Instrumente zur Vermeidung sozialer Not und zur Ermöglichung sozialer Teilhabe so gestaltet sind, dass sie die menschliche Würde nicht verletzen und das Verhältnis von sozialer und individueller Verantwortung entsprechend vorhandener Stärken und Schwächen ausbalancieren. Sie muss darauf hinwirken, dass für gleiche Arbeit gleicher Lohn gezahlt wird und dass die verschiedenen Geschlechter und Ethnien gleiche Entwicklungs- und Karrierechancen erhalten. Sie muss für eine faire und nachhaltige Lastenverteilung zwischen den Generationen sorgen.

2. Soziale Sicherheit

Nur eine sozial gerechte Gesellschaft ist eine sozial sichere Gesellschaft. Das Sicherheitsbedürfnis der Menschen geht dabei weit über die Absicherung der physischen Existenz hinaus. Elementar sind auch menschliche Grundbedürfnisse nach Anerkennung und Wertschätzung. Zu berücksichtigen sind zudem psychosoziale und kulturelle Anliegen. Die Garantie des existenziell Notwendigen und der gesundheitlichen Versorgung dürfen nicht vom sozioökonomischen Status abhängen. Der Schutz vor Armut durch ein existenzsicherndes Einkommen muss auch unabhängig von der Teilhabe am Arbeitsmarkt gewährleistet sein.

3. Soziale Teilhabe und Teilhabe

Die Teilhabe an gesellschaftlichen Gütern und Teilnahme am sozialen Leben gehören zu den Voraussetzungen eines gelingenden Lebens. Personen und Gruppen können aus unterschiedlichen Gründen daran gehindert oder behindert sein. Es gehört zu den vordringlichen Aufgaben des Sozialstaats, Hindernisse zu beseitigen, förderliche Rahmenbedingungen zu schaffen, Eigenkräfte zu fördern sowie die Mitsprache und Mitwirkung benachteiligter Bürger und Bürgerinnen sowie Gruppen durch die Förderung ihrer Eigenkräfte und geeigneter Begleitprogramme zu unterstützen.

4. Selbsthilfe, bürgerschaftliches Engagement und Professionalisierung

Alle Erfahrung zeigt: Die Entfaltung von Selbsthilfekräften und bürgerschaftlichem Engagement erfordert häufig eine fachlich hoch qualifizierte und kompetente Begleitung. Die fachlichen Standards der Sozialen Arbeit müssen daher erhalten und ausgebaut werden. Es muss sichergestellt werden, dass Lösungen

für soziale Probleme nachhaltig konzipiert und nicht von kurzfristigen und kurzsichtigen Überlegungen verhindert werden. Im Bereich sozialer Dienstleistungen müssen die Übergänge zwischen den betroffenen Gruppen und den professionellen Helferinnen und Helfern besser gestaltet und unterstützt werden. Bürgerschaftliches Engagement und professionelle Soziale Arbeit ergänzen sich, sie sind komplementär. Dabei kommt sozialräumlichen Ansätzen eine besondere Rolle zu. Soziale Arbeit in Ostdeutschland hat viele Risiken, aber auch Chancen. Es kommt darauf an, neue Strategien zu entwickeln und der sozialpolitischen Stagnation und Entprofessionalisierung entgegenzutreten.

5. Empirische Forschung

Grundlage jeder Veränderungsstrategie sind belastbare Daten und aussagefähige Analysen der jeweiligen Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie der Wirkungen professioneller und bürgerschaftlicher Angebote. Hier bestehen noch große Defizite. Dabei fehlt es weniger an fachlich geeigneten Personen als an einer weitsichtigen Politik, ausreichende Mittel für die empirische Erforschung der für die Soziale Arbeit relevanten Problemlagen bereitzustellen. Die Lehrenden und Forschenden an den Hochschulen/Fakultäten der Sozialen Arbeit sind bereit, diese Aufgabe verstärkt zu übernehmen.

Soziale Arbeit muss insgesamt so ausgestattet sein, dass sie in der Lage ist, den sozialen und demographischen Wandel mitzugestalten. Dafür halten wir eine Repolitisierung der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik für notwendig. Das bedeutet, dass die hier beschriebenen Aufgaben wieder in die Aufmerksamkeit öffentlichen Bewusstseins getragen und in öffentlicher Verantwortung aktiv gestaltet werden müssen. Es geht um die Ermöglichung von Lebensbewältigung und um die Emanzipation von lebensbeeinträchtigenden Verhältnissen. Das sind notwendige Investitionen in die Zukunft unserer Gesellschaft.

Fälle in der Falle – Reflexionen zur Konstruktion von Aussichtslosigkeit in der Suchthilfe

Chronisch alkoholkrank Menschen in der Klinischen Sozialarbeit

Uta Maria Walter; Michael Gollnow

Zusammenfassung

Klinische Sozialarbeit ist eine Fachsozialarbeit, die sich dem bio-psychozialen Ansatz in Verständnis und Bearbeitung gesundheitsspezifischer Probleme verschreibt. Dieser Beitrag setzt sich mit den Grundlagen des „client-directed“-Ansatzes (Duncan u.a. 2004) auseinander. Dieser Ansatz räumt den inneren und äußeren Bezugssystemen von Klienten und Klientinnen sowie ihren eigenen Theorien über die Veränderung ein beziehungsleitendes Primat ein, denn dort, wo professionelle Konventionen und Ideen einseitig die helfende Beziehung bestimmen, droht die Konstruktion „aussichtsloser“ Fälle. Anhand jahrelanger Praxis im Bereich der Suchthilfe mit chronisch alkoholabhängigen Menschen reflektiert Co-Autor Michael Gollnow exemplarisch die von Duncan u.a. benannten vier Wege in die Konstruktion von Aussichtslosigkeit und illustriert den heuristischen Wert einer Rekonstruktion von Zuschreibungen wie „Aussichtslosigkeit“ als Ausdruck professioneller Hindernisse im Beziehungsprozess.

Abstract

Clinical social work is a specialised profession with emphasis on a bio-psycho-social approach to health and mental health-related problems. This article outlines basic ideas of a "client-directed" approach as suggested by Duncan (2004) for the context of clinical social work practice. The approach in question is essentially guided by clients' internal and external reference systems, making clients' theories of change the primary point of orientation. Helping relationships which are, by contrast, dominated by professional conventions and ideas run the risk of constructing seemingly "hopeless" cases. Co-author Michael Gollnow reflects on his own long-standing practice with chronically alcohol-dependent clients and gives examples of Duncan's four pathways of constructing "hopelessness" thus illustrating the heuristic value of re-constructing the use of such labels as "hopelessness" as an expression of barriers to the helping process which are intrinsic to the profession itself.

Schlüsselwörter

Alkoholkrank – Therapie – Suchtkrankenfürsorge
– Methode – Wirkung – Aussichtslosigkeit